

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

8.8.1926 (No. 32)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 32



8. Aug. 1926

Philipp Leibrecht / Aus dem Leben eines
russischen Diplomaten in Karlsruhe 1817/28
(Gustav v. Struve der Ältere).

Aus einer alten Familienschrift.

(Schluß.)

Indessen war gleich der Eintritt des theuern Vaters in seine neue Stellung durch ein beklagenswerthes Ereignis bezeichnet, das seine Thätigkeit und die warme Theilnahme der Seinigen in Anspruch nahm.

Mit der Familie von Maltiz, die nach der Zurückziehung des Herrn Gesandten in Karlsruhe angezogen blieb, hatten die wohlwollendsten Verhältnisse fortgedauert. Der jüngere Sohn*) war der Gesandtschaft beigegeben und besaß die ganze Zuneigung unsres Vaters. Ohne die geringste Veranlassung gegeben zu haben, wurde er durch die Rohheit eines Offiziers, Herrn v. Sch... zu einem Zweikampf gebracht, der unter bemerkenswerthen Umständen ein trauriges Ende fand. Sch... war mit einem schönen Fräulein v. T... versprochen; in seinem tollen Uebermuthe bestimmte er den Tag der Verbindung auf jenen, des bei Mannheim verabredeten Zweikampfs. Die Braut in ihrem festlichen Schmuck harrte des gehofften Gatten, der auf dem Kampfplatz stand; mit seiner wilden Rohheit decken Hohn verbindend, legte er, der selten fehlende Schütze, die Pistole an, setzte wieder ab und bat dem Gegner eine Priese mit der Bemerkung, sein letztes Stündlein habe geschlagen. Da drückte Maltiz ohne Absicht, ohne sein Ziel ins Auge zu fassen, ab, und Sch... fiel mit zerfetztem Schädel zu Boden. Die blutende Leiche wurde in das Haus zurückgebracht, wo die geschmückte Braut sich zum Altar bereitete. — Der Sieger verließ das Land, tief und lange von Schwermuth ergriffen. „Entschuldigen“, so schrieb der edle junge Mann an seinen väterlichen Freund, „entschuldigen meine That, das kann ich wohl, doch mir sie verzeihen, nie!“ — Er wurde von Karlsruhe nach Stuttgart versetzt, und mir war es bestimmt, später, nach vollendeten Studien, seine Stelle bei der Gesandtschaft zu versehen, wo es mir vergönnt war, dem theuern Vater bis ans Ende seiner Tage zur Seite zu bleiben.

Die Umgebung Karlsruhes und namentlich die reizende Nähe von Baden gaben, zumal in den Sommermonaten, vielfachen Genuß, der durch den Besuch von Freunden und Verwandten vielfach erhöht wurde. Nicht lange darauf mußte Vater, wie sich immer Trauriges und Freudiges auseinanderreißt im Leben, der Zeuge des herzerreißenden Kammers sein, den der in unglückseliger Verblendung an Herrn v. Kobebue verübte Mord bei dessen zahlreicher, liebenswürdiger Familie verursachte; denn gleich als Vater die That vernommen hatte, die nie genug beklagt, nie genug verdammt werden kann, war er mit Mutter nach Mannheim geeilt¹⁾, um der trostlosen Wittve seinen Beistand anzubieten und seine Theilnahme auszusprechen.

Hier, in Karlsruhe, wie in allen früheren Aufenthaltsorten, war des theuern Vaters stete Sorge der Erziehung und Ausbil-

dung seiner zehn Kinder, in ihrem stufenweise folgenden Nachwuchs, gewidmet.

Nachdem er die ersten Stunden des Tages, nach einem im Familienkreise eingenommenen behaglichen Frühstück, mit Berufsgeschäften hingebend, kamen die jüngeren Geschwister abwechselnd zu ihm, denen er mit treuer Unverdroffenheit Unterricht in der französischen Sprache ertheilte, während die theure Mutter mit gleichem Eifer und thätigem Beistand unsrer älteren Schwestern ihren häuslichen Geschäften oblag.

Dann, etwa eine Stunde vor Tische, besuchte er die reichlich ausgestattete Lesegesellschaft, Museum genannt, um die Zeitungen zu lesen, bis gegen zwei Uhr die Stunde der Mahlzeit nahte. Nach Tische pflegte er erst aus einem geschichtlichen und dann aus einem belletristischen Werke vorzulesen, worauf bei schönem Wetter ein Spaziergang in einen der umliegenden Lustorte gemacht wurde, wo er mit besonderer Vorliebe eine große Laube in der sog. Schrickelei, jetzt das Promenadenhaus, nahe vor den Thoren der Stadt, wählte; ein freundlicher Ort, an dem man über die weite Fläche, die Gebirge des Schwarzwaldes auf der einen Seite, mit dem Schloß Ebersteinburg, und auf der andern das zackige Hartgebirge mit Annweiler, der alten Kaiserburg, und Trifels sieht, wo Richard Löwenherz gefangen saß. Oft wurden auch weitere Ausflüge beliebt nach Beiertheim, nach Daxland an den Rhein, in das trauliche Kilkisfeld, wo der betriebame Wirth alles mögliche aufbot, um Gäste anzuziehen und einmal ein Bopfeit ausschrieb, wo er in Gegenwart des zahlreichen Publikums sich auf einer Ballustrade seinen lang und treu geheuten Saar-Appendix, der letzte vielleicht hundert Stunden in der Runde, angethan in seinem Staatskleide als Stadtorganist von Durlach, zu allgemeiner Zufriedenheit, abquillotiniren ließ.

Es herrschte damals in Karlsruhe ein sehr geistiger Ton, der später fast ganz abgekommen ist. Viele von den jungen Damen und Herren muscirten, und meine Schwester Sophie, Frau und Fräulein von Gemmingen (jetzt Frau von Edelsheim), Herr v. Coignard, württembergischer Legationssekretär, Herr von Red²⁾ und Draiz und andere, unter der Leitung der Herren Berger und Böhmlein eingeübt, führten oft recht gelungene mehrstimmige Gefänge aus Opern und anderen Musikwerken aus; einmal wurde der ganze erste Akt des Don Juan durchgesungen, was unserm theuern Vater großen Genuß gewährte. Denn er liebte die Musik ganz besonders, zu welcher er wohlgefällig den Takt schlug, und wo er einfache Melodien von Liedern künstlichen Arien bei weitem vorzog. So waren das Lied von der Fläshe, die von Salvini komponierten Hebel'schen Lieder und namentlich das Nachtwächterlied die Lieblingsgefänge, die er sich von unsrer Sophie, mit ihrer seelenvollen Stimme, am liebsten vortragen ließ. Er selbst spielte in seinen früheren Jahren die Orgel, mit welcher er die geliebte Mutter und uns begleitete, wenn bei Geburtstagsfesten unsrer Großeltern in Stuttgart

*) Friedr. Apollonius Frhr. v. Maltiz (1795—1870). Bekannt als dramatischer Dichter.

¹⁾ Diese Reise war natürlich politisch motiviert, da Kobebue russischer Staatsrat war. (Val. Barnhagen v. Ense, Denkw. 1816—19. S. 1924. S. 220—226.) Daß hiernach v. Struve auch offen seine Sympathie für Sand ansprach, spricht nur für seine vornehme und tiefe Menschlichkeit.

²⁾ Friedrich Frhr. v. Red, 1792—1845; damals im Finanz-Collegium tätig.

von ihm gedichtete Lieder gesungen wurden. Denn ihm selbst, der die schöne Literatur in ihren neuen Erscheinungen verfolgte, waren die Musen gewogen: in früheren Zeiten ließ er kaum eine Gelegenheit vorübergehen, die ihm nicht in fließendem, einfachen Reim ein freundliches Gedicht eingab, und eine Sammlung von „Charaden und Vogargryphen“ befinden sich noch im Besitz der Nachkommen. — Im Felde der Politik hatte er seine Ansichten in einer Schrift: „Coup-d'oeil sur l'état politique de l'Europe 1806“ niedergelegt, die den Beifall gewichtiger Staatsmänner der damaligen Zeit erhielt.

Selten verging ein Sonntag ohne den Kirchenbesuch unserer Eltern; Nachmittags war dann Vater sehr pünktlich bei den von den beiden Margräfinnen Amalie und Friedrich gehaltenen Couren, bei denen man sehr häufig zur Tafel gebeten war. In den ersten Jahren jener Zeit war man noch so weit von den Ansprüchen der späteren Zeitforderungen entfernt, daß man an schönen Tagen sehr häufig die gepuderten Damen und die Herren in Uniform mit Schuh und Strümpfen von einer Fürstin zur andern zu Fuß wallen sah. — Längere Zeit hielt sich Vater ein Reitpferd, auf welchem er dann öfters größere Ritte unternahm, nach Baden, nach Rüdmersbach zu dem alten Freund und irrenden Ritter von Sentenberg, und nach Rheinbaiern hinüber.

So ausgebreitet auch bald die Bekanntschaft der theuern Eltern in Karlsruhe war, so bildete sich um sie her doch bald ein engerer Kreis, zu welchem zunächst die Marischallische⁹⁾ Familie gehörte, dann der ehrwürdige Gwald¹⁰⁾ mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohne von Kalenberg¹¹⁾, mit dem im Laufe der Jahre innige Bande der Verwandtschaft geknüpft werden sollten, die besonders mir in tiefster Seele wurzeln, ferner der alte, gute General v. Stockhorn¹²⁾ und das so hart geprüfte von Kagenesche Haus; auch der sinnige, gemüthreiche Dichter, Prälat Hebel, wurde gern in diesen Kreis gezogen, um den sich dann immer ein Kranz von Damen bildete, die seinen Einfällen und heiteren Erzählungen emsig lauschten. — In lieben Gästen, die längere oder kürzere Zeit unter dem gütlichen Dache unserer Eltern weilten, fehlte es selten, besonders als wir die schönen Wohnungen, zuerst in der Waldhornstraße, und dann bis zuletzt im „Kaiser Alexander“, dem großen Eckhause der heiteren Amalien-, Karls- und der kleinen Blumenstraße bezogen hatten. Und wenn es in späteren Jahren dem Vater auch mehr und mehr lästig wurde, an geselligen Unterhaltungen außerhalb seines Hauses theilzunehmen, so blieb dieses, wenn es galt, seinen Kindern oder Bekannten Freude zu machen, doch noch stets geöffnet. So fanden reisende Künstler und Künstlerinnen gütlichen Zutritt, die sich dann bei ihm hören ließen, so Mad. Marianne Cessi und verschiedene andere Berühmtheiten des Tages.

Besonders glänzend und heiter wurden die Weihnachtsabende gefeiert, weil sie auf den Geburtstag Kaiser Alexanders fielen, dem unser theurer Vater als seinem Wohlthäter, wie er ihn immer nannte, mit begeistertester Dankbarkeit und Verehrung angehörte. Ein großer Saal prangte dann von Hunderten von Lichterchen und einem kleinen Hain von leuchtenden Tannenbäumchen, die um das bekränzte Bild des Kaisers herumgruppiert waren, alle Freunde des Hauses, so zahlreich sie auch sein mochten, waren entboten, und jeder erhielt seine kleine Gabe, und Tanz, Spiele, Musik beendeten das Fest.

Auch die Geburtstage wurden fortwährend feierlich begangen, und unter andern will ich nur des Festes erwähnen, das unter der geschmackvollen Leitung des Herrn von Nolken begangen wurde, als Vater in sein 60. Jahr trat. Unter Mitwirkung der jüngeren Freunde des Hauses wurden sehr wohlgefällig aufgenommene Tableaux, theils allegorische, theils geschichtliche, theils aus bekannten Dichterverken, dargestellt, wozu die geräumige Wohnung, die wir inne hatten, trefflich geeignet war.

Damals schon (um 1823) hatten mancherlei Beschwerden sich bei Vater fühlbar gemacht, die der wiederholte Besuch der in dem kühlen, tiefen Schwarzwaldthal gelegenen Heilquelle Nippoltsau zwar erleichtert, doch nicht zu heben vermochte. Unser theurer Vater wurde stiller und ernster; er fing an sich etwas vorwärts zu beugen, seine Augen wurden schwächer, und er blickte in sich gefehrt lange vor sich hin. Aber immer trug sein ehrwürdiges Antlitz den Ausdruck, ich möchte sagen, frommen Wohlwollens, weil seine wahre Menschenliebe immer vereint zu sein schien mit seiner Gottesliebe.

Die Kunde von dem unerwartet schnellen Tode seines so innig geliebten Monarchen (1. Dez. 1825) erschütterte ihn aufs heftigste. Er wurde bedenklich krank und nur mit Mühe reitete ihn diesmal noch unter göttlichem Beistande ärztliche Hilfe. — Aber alle treue Liebe, die ihn umgab, alle Gebete, die für ihn zum Himmel flehten, hielten die nahende Stunde nicht auf. — Den 6. Mai 1828 war er Vormittags noch in die Sitzung der ersten Kammer gegangen. Ich hatte ihm einen Bericht vorgelegt, den er mit fester Hand unterzeichnete, und welchen ich gerade abgefertigt hatte, als der Hilferuf der geliebten Mutter zu mir drang. Ich stürzte aus meinem

austofsenden Zimmer zu ihr hinein; sie hielt den von seinem Sitze umgestürzten Satten in den Armen. Wie ich die Kräfte fand, ihn auf den Sofa zu tragen, weiß ich nicht; aber als er dort lag, war er schon ohne Kampf, ohne Schmerz verschieden.

An einem lieblichen Morgen strahlte die Sonne über unzählige Thautropfen, die wie ein liegendes Firmament über der Erde funkelten. Im stillen Kirchhof stand ich mit meinem theuern Schwiegervater, dem Obristleutnant v. Kalenberg, und wenigen Beleitern vor der Mauer der Gräfte, an einem offenen Grabe gegen Osten, in das die Frühlingssonne ihre morgenrothen Strahlen warf. Aber eine herrlichere Sonne, ein höheres Morgenroth, als das, welches die Dünste der Erde durchbricht, umfing die entfesselte Seele, deren geliebte Hülle sie in die Gruft versenkte. Dies war sein Glaube.“

So viel aus der Familienschrift. — An der Gruft hielt der Karlsruher Hofprediger L. F. Deimling die Grabrede, welche — nach damals in vornehmen Kreisen oft geübtem Brauch — auch gedruckt wurde zum bleibenden Trost der Familie, deren Krone nun gefallen war. In der Landesbibliothek steht das schmale graue Heftchen, auch ein kleines Dokument einer geschwundenen Zeit. — Auch im „Neuen Nekrolog der Deutschen. 1828.“ wurde Struve eine biographische Würdigung zuteil, die bei aller Kürze und Sachlichkeit doch von so persönlicher Teilnahme und warmer Verehrung für den Toten durchdrungen ist, daß man wohl als ihren Verfasser auch Amand v. Struve vermuten darf, zumal manche Sätze und Redewendungen stark an den Stil der Familienschrift erinnern und beide Schriften beherrscht sind von dem Geiste reiner Pietät, dem Amand von Struve an anderer Stelle seiner Erinnerungen einmal so tiefen Ausdruck gegeben hat:

„Denn je mehr wir uns von jenen Zeiten entfernen, und neu aufblühende Geschlechter über dem Staube der Entschlafenen, welchen sie entsprossen, dahin wandeln, desto mehr zient es, dieselben auch für uns und unsre Nachkommen in getreuem Gedächtniß fortzuleben zu lassen und zu bewahren, sie, die so werth sind, ihnen wie uns zum Vorbilde zu dienen. Nur wenn wir das Andenken derer ehren und lieben, die einst von den Ihrigen so warm geliebt und geehrt wurden, dürfen wir erwarten und hoffen, fortzuleben im Herzen derer, die nach uns hienieden wandeln werden. Und ist es denn nicht eine würdige Aufgabe, die Pflanze der Liebe fortzuzüchten und sie hinranken zu lassen von Geschlecht zu Geschlecht?“

Ueber das Leben des in den „Ueberlieferungen“ genannten fahrenden Sängers von Sydow ist ausführlicher berichtet in dem 1. Buch der „Erinnerungen aus meinem Leben“ von Wilhelm Chezy. I. 37 f. Der seltsame poetische Kavalier war als Deklamator von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß, unbewehrt und heimatlos, nach Art der mittelalterlichen Minnesänger. Nie hätte er für seine Kunst schändes Geld in barer Münze genommen, und als der adeliche Herr der Malsburg ihm zum Abschied einen Friedrichsdor verehrt, schenkte der stolze Herr das Goldstück gleich großartig dem Bedienten, um den „Geizhals“ zu demüthigen und sich selbst nichts zu vergeben. Doch brillanten besetzte Dosen, eine Putennadel, ein Ring ward gern als Ehrensold für ein Gelegenheitspoem angenommen. v. Sydow war nicht der einzige seiner Art in jenen Tagen, und uns Nachgeborenen mag er vielleicht viel mehr als eine Reitererscheinung gelten, wie seinen eignen Zeitgenossen selbst.

In demselben oben genannten Memoirenwert von Wilhelm Chezy findet sich (I. 243 ff.) auch eine etwas ausführlichere Schilderung des Duells zwischen dem jungen Freiherrn Apollonius v. Maltis und seinem militärischen Geringeren von Sch... , welsch letzterer hier mit seinem vollen Namen — Freiherr Wilhelm von Schilling — genannt wird. Chezy hat den Vorfall berichtet, wie er ihn „zum Heineren Theile aus dem Munde des Herrn von Maltis selbst, aus größeren aus den Erzählungen der Zeitgenossen im badischen Lande kennen gelernt hat“. Darum — und auch aus interessanten Verehrer mit Amand von Struves Erinnerung — sei das Wesentliche aus diesem Bericht auszugsweise hier wieder gegeben:

Apollonius von Maltis wurde von einem Kreis jüngerer Offiziere in Karlsruhe angefeindet. Einer der tollsten Quersköpfe unter den rothbekragten Mairbden war ein Freiherr Wilhelm v. Schilling. Er hatte sich vorgenommen, sein Müttschen Apollonius zu fällen. Auf einem Ball im sog. Museum (seiner geschlossenen Gesellschaft) erblickte er den, welchen er sich zum Opfer erkoren, am Schenktisch. Hinzutretend nahm er ein Glas Glühwein und rief: „Baron Maltis, Ihr Wohl.“ Arglos ergriff Apollonius sein Glas. Da warf ihm Schilling das seine ins Gesicht, indem er höhnlachend rief: „Mit einem . . . trinke ich nicht.“ Auf Befehl des Großherzogs wurde Schilling als Beleidiger des Mitglieds einer fremden Gesandtschaft auf die Hauptwache abgeführt. Nach mancherlei Verzögerungen fand dann das Duell bei Mannheim statt. 1817 galt noch das alte Verkommen, wonach der erste Schuß dem Beleidigten gehörte. Apollonius hob die Hand zum ersten und einzigen Mal stolzenhoh seines Lebens und streckte den Geangenenieder. Die Kugel sah mitten in der Stirn. Der Gefallene wurde nach Mannheim zurückgebracht, aber statt zur Hochzeit am Bearbänis. Von Amts wegen trübte sein Dahn mehr nach der Sache. Für Maltis blieb sie eine schmerzliche Erinnerung.“

⁹⁾ Karl Wilhelm Frhr. Marischall v. Biberstein, bad. Gesandter in Stuttgart.

¹⁰⁾ Johann Ludwig Gwald, Theologe in Seidelberg und Karlsruhe, Verfasser relig. Erbauungsschriften.

¹¹⁾ Wilt. v. Kalenberg, 1775—1858; damals Adjutant des Großherzogs, später Stadtkommandant von Karlsruhe, Amands Schwiegervater.

¹²⁾ Joseph Ernst Frhr. Stockhorne v. Starcin, 1754—1834, damals Generalmajor im bad. Kriegsministerium.

Otto Hoerth / „Apollon und Kassandra“ von Hermann Burte.

I.

Wir können die Forderungen, die unsere Gegenwart an ein modernes Bühnendrama stellt, nicht mehr unter den Gesichtspunkten Goethes und Schillers zurückdrehen. Dieser künstlich geprüfte, nur spielerisch geartete Neoklassizismus Burtes verkennt die Not unserer Zeit, die andere Problemeinstellungen verlangt, als die Zeit der Klassiker.

So ungefähr lautet der Haupteinwand, den man gegen Burtes neues Stück — besser gesagt, gegen die Freiburger Uraufführung — vielfach machen hörte. Ist er stichhaltig? Zunächst darf festgehalten werden, daß dieser Vorwurf nur auf rein äußerliche Merkmale des Stückes gegründet sein kann. Er bezieht sich auf den Stoff, er bezieht sich auf die Form. „Apollon und Kassandra“ scheinen diesen Kritikern ein Stoff zu sein, wie ihn Schiller gerade so gut hätte wählen können. Das „Verspiel“ scheint ihnen erst recht ein Anachronismus, weil die Klassiker und Romantiker sich mit Vorliebe seiner bedienten. Sie übersehen aber, daß „Apollon und Kassandra“ als Stoff, auch wenn er in der Antike wurzelt, von Schiller und seinen zeitgebundenen Epigonen niemals aus dem Dunkel gehoben worden wäre, weil das darin enthaltene Problem ihrer Zeit eben ferne lag. Sie übersehen ferner, daß die Form nicht etwa effektisches Ziergeugnis an unsere Klassiker zu sein braucht, sondern das naturnotwendige Gewand des antiken Stoffes selbst darstellt, daß es sich hier also um ein notwendiges Zurechtfinden an das homerische Milieu handelt, in welchem der Stoff verankert ist. Inhaltlich aber ist der Vorwurf eines gegenwartfernen Romantizismus erst recht unhaltbar. Denn das äußerlich der Antike entlehnte Motiv bildet ja nur den Vorwand für die Durchführung eines durchaus modern eingestellten Problems. Es gibt ewig gültige Symbole für den polaren Gegensatz und für die Auseinandersetzung zwischen den Geschlechtern — ob die Träger dieses Gegensatzes nun Jason und Medea oder Apollon und Kassandra oder anders heißen. Jede Zeit wird diese Symbole anders deuten: Der Skeptizismus der nachschillerischen Zeit hat denn auch den Medeastoff sicherlich bereits anders geformt, als es durch Schiller gegeben wäre, hat also den Medeastoff geradezu zu einem aktuellen Zeitdokument gestaltet. Auf die Problemeinstellung kommt es an, auf die zeitgestellte Deutung eines traditionellen Symbols; die Wahl des Symbols selbst ist eine reine Angelegenheit der künstlerischen Formung. Man wird hier vielleicht einwenden: Aber der Künstler — Burte! — legte sich doch auf die von dem antiken Stoff vorgezeichnete Handlung fest, beugte sich im vorliegenden Falle also der antiken Auffassung, derzufolge Apollon seine Priesterin Kassandra zur Strafe für ihr Sich-Ihm-Vertragen mit dem Fluche belegte, daß ihren Wahrheitsworten kein Glaube geschenkt werde. Dieser Einwand baut sich indes auf einen Trugschluss auf, kehrt das Verhältnis von Ursache und Wirkung um. Im Gegenteil: Hier handelt es sich nicht etwa um eine nachträgliche psychologische Motivierung einer gegebenen Situation, sondern das Gegebene, Primäre war für den Dichter die moderne Problemeinstellung; und auf der Suche nach einem geeigneten Symbol fiel seine Wahl auf diesen Stoff. „Apollon und Kassandra“ sind also die stofflich distanziertere, künstlerisch verobjektivierte Einkleidung eines modernen Problems. Es fragt sich nun: welchen Problems? Welche Ziele und inneren Triebkräfte machen das Spiel zu einer bedeutungsvollen Angelegenheit unseres Interesses, und wie lassen sich diese Absichten auf der Bühne verdeutlichen?

„Was kann ich singen? — Nichts als mich!“ Dieses Wort, das der Dichter einmal seinem Simson in den Mund legt, trifft in gewisser Beziehung auch auf ihn selbst zu. Aber unter den Händen des echten Dichters, den man geistig als die Inkarnation seiner Zeit zu betrachten hat, werden alle Ich-Probleme eben zum Ausdruck der Zeit selbst, in der er lebt. Wie schon in seinem „Wiltseher“-Roman, seinem ersten großen Wurf, und wie dann später in seinem „Herzog Ub“ und in seinem „Simson“ steht auch in dem neuen Verspiel Burtes die Auseinandersetzung zwischen den Geschlechtern im Brennpunkte der dichterischen Gestaltung. Auf den „Simson“ angewandt, ließe sich dies Kernproblem etwa so formulieren: Was ist das Weib dem über das gewöhnliche Maß hinausstrebenden Manne? Inwieweit hat sie die sinnlichen Triebe in ihm auszulösen, damit er über sie hinausschreite und die geschlechtliche Spaltung zur geistigen Einheit binde, fähig werde einer ershönden Tat? Inwieweit ist die im Weibe verkörperte erdgebundene Ursprünglichkeit der Stoff, der Boden, durch dessen Berührung seine besten Fähigkeiten wachsen und sich auswirken könnten? — Die Antwort auf diese Fragen lautet im „Simson“ sehr bedingt. Nur im negativen Sinne begleitet das Weib die Gruppen von Simsons Entwicklung: Simson muß durch die Enttäuschungen der Leidenschaft hindurchgehen, um zur letzten Vollendung zu reifen. In „Apollon und Kassandra“ wird dem Geschlechterproblem eine noch zentralere Stellung eingeräumt und gleichzeitig das Weib und seine transzendenten Ansprüche in den Mittelpunkt desselben gerückt. Woher rührt das Versagen der triebhaften Sinnlichkeit beim Weibe gegenüber dem Manne, dessen schöpferische Geistigkeit sie auf sein eigenes Niveau emporgehoben hat — woher rührt ihr Versagen, wenn dieses Idol ihrer geistigen Sehnsucht sich ihr mit irdischen Wünschen naht? Trennt die allzu gesteigerte Geistigkeit die Geschlechter nur durch die Schuls des Weibes in feindliche Sphären, oder ist ein Gemeinschaftsverhältnis

denkbar, das beide Teile auf geschlechtliche Bindungen verzichten lassen kann? Wir werden sehen, in welchem Sinne der Dichter diese Fragen beantwortet. Aber auf einen Umstand mag zuvor noch hingewiesen werden. Es entspringt keineswegs einer Marotte, sondern einer bewußten künstlerischen Absicht, daß der Dichter für die Einkleidung eines so unverkennbar modernen Problems den mythologischen Stoff wählte. Fragen der Kultur, der Religion, der Rasse, der Politik sind für Burte im Grunde nur Ableitungen dieses Zentralproblems; und gerade darin zeigt sein ganzes Schaffen eine konsequente Entwicklung, daß er diese Nebenprobleme in eine immer größere, verobjektivierende Distanz rückt. Hatte er in seinem „Wiltseher“ noch ein Stück Gegenwart gegeben mit all den örtlich und zeitlich gebundenen Einbeziehungen dieser Teilprobleme: gestaltete er in diesem Roman noch den mit sich selbst und seiner ethischen Zeitgeltung ringenden Gegenwartsmenschen, den die viel- und widerspältigen Interessen seiner Umwelt auffaßen, und der an seiner Sinnlichkeit schließlich buchstäblich verbrannt — so distanzierte der reifere Künstler im „Simson“ den ganzen Komplex dieser Nebenprobleme, rückte er sie aus der umstrittenen Gegenwart in einen allgemeingültigen, sinnbildlichen Vorgang der biblischen Ueberlieferung. In „Apollon und Kassandra“ geht er in der Distanzierung seines Kernproblems noch weiter, greift er auf ein mythologisches Geschehen zurück, das ihm erlaubt, alle Bindungen einer kulturell und örtlich bedingten Umwelt noch stärker zu typisieren und dadurch breitesten Raum zu gewinnen für die Durchführung seiner eigentlichen Absichten.

Warum verweigert sich — nach Burte — die Priesterin dem Gotte, dem sie dient? Weil er nach vollzogener Vereinigung mit ihr nicht mehr der Gott für sie wäre. Denn sie will nur den Gott; nichts erdhast Triebhaftes darf sein Bild besiedeln. Und je stärker sie sich Mund und Mittler ihres Gottes fühlt, desto stärker treibt es sie in ein unsinnliches Verhältnis zu dem Gegenstand ihrer Anbetung. Nur: will der Gott einzig das Weib, den sinnlichen Teil ihres Ichs; und er hofft die Widerstrebende doch noch zu gewinnen, indem er sie geistig noch mehr zu sich emporhebt, sie der eigenen schöpferischen Gaben teilhaftig werden läßt. Das aber ist ein verhängnisvoller psychologischer Irrtum von ihm: Vorbeereize und Seherbände öffnen ihr erst recht die Augen, und das Weib wendet seine Kraft gegen den Geber selbst. Freilich, hätte sie nicht Ursache, sich selbst zu preisen, als Mutter eines Sohnes, der aus der Verbindung des göttlichen Lichtbringers mit ihr, der vollendetsten Erdengestalt, hervorginge? Liegt daher in ihrer Welternung nicht zugleich auch die Verfeinerung ihrer Bestimmung als Weib, ein Sakrale an den Gesetzen der Natur, die sich in dem verschmähten Gotte beleidigt sieht? — So wird Kassandra in ihrer allzu heroisch gesteigerten jungfräulichen Unnahbarkeit tragisches Opfer der zürnenden Gottheit, die letzten Endes selber unertöbt bleibt.

Aber über den mythologischen Vorgang hinaus, an den er in gewissem Sinne gebunden war, zieht der Dichter nun die letzten positiven Folgerungen seiner These, indem er dem unerbittlichen Gott zum Schluß die frei erfundene Figur des Jünglings als antithetisch entgegensetzt — den jungen Homer, den das erschütternde innere Erlebnis der Kassandra-Tradition zum Dichter und Seher reift. Er, der Kassandras Gesichten trotz des Fluches des Gottes glaubt, bringt ihr das menschliche Verständnis entgegen, das sie bei dem erzürnten Gotte vergebens sucht. Durch ihr Leiden, das er mit erleidet, wird er ihr innerlich ebenbürtig, findet er sich in ihr, ohne sie körperlich zu beschreiben. So löst sich in dieser Figur die Idee in ihrer letzten menschlichen Konsequenz aus der mythologisch bedingten Gukform heraus: Kassandra und der Jüngling, beide zur Schau nach innen gelangt und dadurch über alle sinnlichen Begierden hinausgewachsen, körperlich getrennt, und doch eines Wesens, gehen mutig und bewußt ihren vom Schicksal vorgezeichneten Erdemweg.

II.

Es ist schwer zu sagen, was wir an dieser Schöpfung mehr bewundern sollen: die Stoffwahl oder die Kunst des Dichters, der, ohne den traditionellen Gang des mythologischen Geschehens irgendwie zu vergewaltigen, es dennoch zum willigen Träger und Symbol einer durchaus modern erfakten Idee hat gestalten können.

Und wie beherrscht Burte auch hier wieder die Stilmittel, die uns in den Gedanken- und Bilderkreis des mythologischen Stoffes zwingen! — So biblisch herb und schlagkräftig die Sprache im „Simson“ gemodelt ist, so musikalisch und in weiten Bögen ausgeschwungen strömen die Verse in seinem „Apollon und Kassandra“ dahin. Alles ist logisch aufs engste miteinander verzahnt. Da ist kein Ausweichen vor irgend einer Schwierigkeit; alles ist unaufhaltsame Entwicklung. Mit welcher sicherem Instinkt ist die Dynamik der reinen Dialogisierungen gegenüber den bewegteren Chorszenen in Spannung und Entspannung gegeneinander abgewogen! Wie selbstverständlich decken sich die Brennpunkte der überlieferten mythologischen Handlung mit denen der modernen psychologischen Deutung! Mit dem schon früher öfters gehörten, apodiktisch hingeworfenen Einwand, ganze Partien in Burtes Dramen seien leeres Versgacklingel, kommt man dem Problem Burte wahrlich nicht näher! Im Gegenteil: durch solche Urteile richtet der allzu sorglose Beurteiler nicht den Dichter, sondern seine eigene Unzulänglichkeit. Gewiß, in der Bühnendarstel-

lung, die von anderen Voraussetzungen ausgeht als die bloße Foktäre, mag manches in Verkürzung stärker wirken. So mag in den großen Dialogszenen manches zugunsten einer strafferen Sichtbarmachung der äußeren Handlung entbehrlich erscheinen, ohne daß die innere Handlung dadurch verarmt. Aber wohlverstanden: Nur die Ausführung rechtfertigt solche zusammenziehende Striche. Denn es wird in diesen Dialogszenen nicht etwa zu viel gesprochen — breitgeschlagen, was schon gesagt wäre —, es wird vielmehr zu tief gesprochen: Ueberall ist die Ueberfülle spürbar, deren der Dichter sich zu entladen sucht. Oft ist es ein beinahe fanatisches Eingraben bis in die letzten Wurzeln eines Gefühls, eines Konflikts, einer Tat; ein Aufdecken immer neuer Beziehungen; und der Vorwurf quantitativer Breite wird schon durch die überaus knappe, oft sogar überknappe Formung der Einzelheiten entkräftet.

Mit jenem Einwand hängt auch ein anderer zusammen, der in eruptiv hervorgetretenen Gedankenkomplexen barocke Ueberladenheit zu sehen vermeint. Unwölktes Dunkel aber kann dem, der zu deuten versteht, einen Blitzstrahl oft blendender zum Bewußtsein bringen, als ein allzu klar belichteter Horizont. . . . Dann war ein gewisser schrullenhafter Eigensinn im Ungeklärten vereinzelter Unebenheiten, eine gewisse bodige Wideripenilligkeit gegenüber den Forderungen allzu formaler Glätte für diesen souveränen Bildner des Wortes und des Reims immer charakteristisch. Aber das gehört zu seiner unbändigen Bildungsnatur, deren Wesen und deren Kraft es verkennen hieße, wollte man an solchen Stellen das Fehlen der letzten pedantischen Feile bemängeln. Vereinzelt laufen ja freilich manchmal auch Sonderbarkeiten unter, deren Beseitigung man hätte wünschen können. So kennzeichnen sich die beiden Reimschlüsse „Vater, komm, ich liebe Dir.“ — „Nie geliebt und nie geliebt.“ — „Gib die Hand, mein Sohn, ich dränge — Sonst in ein Gebüch von Schleich.“ (Jüngling und Greis I, 5) und zwei Seiten später: „Will den Fuß Apollon? Haseln — Hörte ich den Schüler nie.“ — „Vater, unter diesen Haseln — Und Akazien dränct er sie“ (Greis und Jüngling I, 6) als unverkennbare Verlegenheitsreime, die aus der Not eine Tugend machen. Ihre illusionsstiftende Wirkung bliebe auch dann bestehen, wenn der Dichter uns — etwa aus Homer selbst — nachwies, daß Schleich und Haseln zur Flora des homerischen Kleinasien gehört haben; sie bliebe bestehen, weil diese Haseln und Schleich nach unseren Vorstellungen von der typischen Flora einer südlichen Landschaft eben nicht zu ihr gehören. Aber wozu ernsthaft solche Papalien erwähnen, die vielleicht nur bewußter Trost hat stehen lassen, weil der Dichter mit einer gewissen fatalistischen Genugtuung die Einwände der Herren Hinz und Kunz voraussetzt?

Bei aller gebundenen Musikalität der Verse ist der Ausdruck im einzelnen ein ewig wechselnder Spiegel der verschiedensten Stimmungen. Niemals hören die beinahe triebhaften Zugeständnisse an das Erdige, Seltige, Straffe, in denen die Bildvorstellungen des Dichters schwelgen. Mitten im Strom und Zwang der vollen tiefen Saitentöne bäumt sich zuweilen auch der inermittige Hohn der Barthelemyen Gewaltmenschen gegen das Schicksal auf; dann schent sich der Dichter nicht, vulgär zu werden, die Schleusen homerisch scheltender Wortschwallen zu öffnen. Bei dieser Beherrschung aller formalen Mittel, bei dieser schöpferischen Belebung alles Begriffslichen wächst die innere Handlung in immer gelegnere Fülle hinein — bei Barthelemy sind ja überhaupt immer die zwei ersten Akte von ungeheurer Spannung getragen. Die Vision der Kassandra beim Nahen des Gottes, ihre Visionen vom Untergang Trojas — setzt sich da nicht jedes Wort für uns in Handlung um? Hat sie ein Dichter die Schicksalsstunde Trojas mit derselben lähmenden, atemraubenden Unmittelbarkeit Geschichts werden lassen wie in der fallend hervorgetretenen Kunde der Chöre von der schatterhaft nahenden Griechenflotte am Schluß des letzten Aktes?

*

Und für dieses hohe Gedicht hat die moderne Bühne die Wunder blendenden, strahlenden Lichtes, blauerer Dämmerungen; hat sie die Offenbarungen bedeutsam sich wandelnder Formen und Farben einer symbolisch belebten Natur. Sie hat Instrumente, auf denen sie dieses Hohelied Klang und Gestalt werden lassen kann: Stimmen, die den silbrig flutenden Raum tönend besetzen; Figuren, deren feierlich gehemmte Bewegungen den inneren Vorgängen sinnfälligen Ausdruck zu leihen vermögen. . . . Ich will in folgendem nun aus einigen Szenenbeispielen das Stilprinzip abzuleiten versuchen, das die Darstellung mit den geistigen Absichten des Stückes am sinnfälligsten in Einklang zu bringen verspricht. Ich möchte damit dem Genie eines Max Reinhardt oder eines anderen großen Regisseurs natürlich in keiner Weise vorgreifen: Es handelt sich für mich nur darum zu zeigen, daß das Stück starker Bühnenwirkungen fähig ist, da die Freiburger Uraufführung den in sie gesetzten Erwartungen leider nicht entsprach, jedenfalls kein maßgebendes Bild von der geistigen Physiognomie und den tatsächlichen Bühnenwirkungsmöglichkeiten des Stückes zu geben vermochte.

III.

Es gibt hier wohl nur einen Weg: Stilisierung aller Mittel, auch der figurlichen und pantomimischen, ins Heroische, Ueberlebensgroße. Gerade weil keine im landläufigen Sinne äußere Handlung abzuwickeln ist, läßt sich das Figurliche in dieser Weise stilisieren; damit ergibt sich von selbst die entsprechende Stilisierung auch des Rahmens. Jeder Naturalismus zieht den Vorhang ins Alltägliche, Buntfärbige herab. Der Dichter kann im

Buch solche Szenenanweisungen geben, dort bleibt es der Phantasie des Lesers unbenommen, sie in idealisierte Vorstellungen umzusetzen. Aber auf der Bühne ist es anders. Nicht der zufällige Stoff, sondern das ewig gültige Symbol soll hier Gestalt gewinnen. Das Wort muß so sehr Eigengestalt werden, daß kein alles auszumerzen ist, was von der letzten Formung des Wortes ablenkte. Das Wort muß sich nach innen zusammenballen mit leidenschaftlicher Dynamik; es darf nicht nach außen zerflattern. Also Mystikerntil — nicht Naturalismus. Stilisierte Pinienriesen in goldenem Nebel verdämmern — am besten überhaupt keine plastischen Dekorationen außer dem mythischen Lorbeerbaum in Vordergrundsmitte und im übrigen nur ein mächtiger Vorhang, auf dem eine heroische Landschaft und das ragende Troja in antiker Mosaikmanier, wie auf einem Gobelin angedeutet sind; und nur die wechselnden Wunder der Beleuchtung dürfen lebendigen Anteil an der szenischen Handlung nehmen.

Ich greife als Beispiel den zweiten Auftritt des ersten Aktes heraus. Vor dem übermächtig hohen Bildteppich, der die Bühne nach hinten vollständig abschließt, haben sich die beiden Chöre auf beide Seiten der Rampe verteilt. Sie ordnen sich in geschlossener Phalanx frontal gegen den Zuschauerraum, während Kassandra, „losgelöst, frei und groß“, wie der Dichter sie sieht, in der Mitte der Rampe auf etwas erhöhter Erbhöhe vor dem Lorbeerbaum Aufstellung nimmt. Von den Halbhöhen lösen sich nunmehr die sieben Mädchen ab, die der Herrin die sieben verschiedenartigen Badegewänder anbieten. Sie entwickeln sich nach der Mitte zu, in der schwebenden Aufstiegsgebundenheit Sodlerscher Figurenfresken. Kassandra schreitet wählend von einer zur anderen:

„Rot wie das Blut

Und blau wie die Ferne —“

Wie schwere Tropfen fallen ihre Worte in die gespannte Stille. In dem Augenblick aber, da sie bei der letzten angelangt ist, tritt ihr aus einem der Halbhöhen noch das Mädchen mit dem schwarzen Gewand in den Weg — eine Parzengestalt, übermächtig, hell, Symbol des tragischen Endes:

„Schwarz wie die See,

Die Pontische, furchtbare See.“

Bei den Worten: „Ich habe nackt!“ weichen die Gewandträgerinnen entsetzt wieder in ihre Bänke zurück, die Arme beschwörend gegen die Mitte, gegen Kassandra, gemendet, schwankend wie Schilfrohr im Wind und doch bange festgehalten bis zu der Stelle:

„Schwestern, schließt um sie den Reihn.“

Das flache Ufer des Flusses, in dem Kassandra baden will, ist zuvorderst an der Rampe, nicht etwa im Mittelgrund angedeutet. Denn gerade in der Badeszene drängt das Wortgeschehen zu stärkster Vordergrundswirkung. Kassandra beugt sich also, dem Publikum zugewendet, ganz vorne zu dem imaginären Wasserspiegel nieder, der zwischen ihr und dem Zuschauerraum anzunehmen ist. Dann taumelt sie, stets dem Publikum zugewandt, einen Schritt zurück beim Anblick des Bildes im Wasser, das ihr den erschnitten Gott zeigt.

Blöcklich steht — gleichsam aus dem Lorbeerbaum hervorgetreten — der Gott selbst hinter ihr, die wie eine Maed des Herrn mit gekreuzten Armen die Gnade erwartet. (Die Chöre verlassen hier fluchtartig die Szene). Er steht hinter ihr, auf der erhöhten Stufe, die sie zu Anfang eingenommen, überträgt sie also, spricht über sie hinweg, die gleichsam nur erst sein Spiegelbild anspricht, das der Fluß auch von ihr zurückwirft.

Die Wirkung dieses tönenden In-die-Luft-Sprechens, dieses gleichsam zu einem imaginären Bilde-Sprechens kann dadurch noch wesentlich erhöht werden, daß Rede und Gegenrede wie die Strophen eines Nitus von feierlichen Pausen flankiert werden.

Wenn dann Kassandra dem Gotte die Hand reicht, wirkt sie den Kopf verzückt nach hinten, als fänke sie ihm kraftlos in die Arme. Jetzt erst erschant sie ihn leiblich. Bei der Forderung des Rufes beugt sich Apollon über ihr Antlitz herab.

Bei ihren Worten: „Ich will Kassandra sein, die Priesterin“, richtet sie sich auf und tritt, sich halb zu dem Gotte wendend, in einer Abwehrbewegung der Arme einen Schritt zur Seite. Apollon tritt ebenfalls von der Stufe herab; sie stehen sich nun auf gleicher Höhe im Profil gegenüber. Dadurch ist ihre nunmehr veränderte innere Stellung zueinander auch symbolisch zum Ausdruck gebracht.

Apollon verharrt im folgenden in statuenhaft geschlossener Haltung, denn auch als menschlich Fordernder bleibt er zunächst noch der Gott. Kassandra unterfährt durch bildhaft stilisierte Abwehrbewegungen ihre Weigerung.

Sobald ihr der Gott den Lorbeerzweig gereicht hat, und damit ein neues Göttliches sie überdringt, kehren beide in die ursprüngliche Stellung zurück: Kassandra, mit dem Gesicht gegen den Zuschauer, und den verzückten Blick auf den erhobenen Lorbeerzweig gerichtet, steht wieder mit dem Rücken gegen Apollon vor diesem. Apollon überträgt sie wieder, groß, eindringlich, überredend.

Auf Kassandras neuerlichen Einwurf:

„Herrlicher Freier, und wenn ich mich weigere?“

tritt sie abermals zur Seite und kehrt sich dem Gotte zu, der diesmal aber frontal und unbeweglich in seiner erhöhten Stellung beharrt. Wenn er ihr die Seherbinde verleiht, kniet sie mit gekreuzten Armen seitlich vor ihm nieder; und da, wo der Dichter (im Buch!) sie hinknien läßt, erhebt sie sich langsam, wie von einer Krone erhört.

Er erwartet sie den zurückkehrenden Chor.

Sich kann es nunmehr der Phantastie eines fähigen Regisseurs überlassen, auch die noch fehlenden Szenen des ersten Aktes in dem angezeichneten Stillsinn zu ergänzen. . . Was den zweiten Akt betrifft, so bin ich mir wohl bewußt, daß hier die Schwierigkeiten auf der Bühne wachsen. Die äußere Handlung zwischen Apollon und Kassandra scheint erschöpft. Das Wort muß also, um die weitere Entwicklung der inneren sichtbar zu machen, noch intensiver leben. Die Spannungsabstände müssen sich verringern, die reinen Dialogszenen sich also rascher abwickeln. Dieser Forderung wird sich namentlich der große dritte Auftritt dieses Aktes anpassen haben.

Diese veränderte Situation zeigt sich im dritten Auftritt, in der die beiden zum erstenmal wieder erscheinen, in der vertauschten Stellung an. Beide stehen sie wieder in der Mitte der Rampe, Kassandra diesmal aber erhöht hinter Apollon. Dieser ist ganz zum brünstig werbenden, bettelnden und drohenden Liebhaber herabgesunken, während Kassandra, entzaubert, nicht mehr den Gott in seinem Glanz, sondern eben nur den Menschen sieht, dem sie sittlich überlegen ist. Oben sinkt sie dann unter dem Vorbeerbaum in Schlaf. Aus ihrem kurzen Schlummer weckt sie die warnende Stimme der Daphne, die der Gott einstmals ebenfalls beehrte, die aber die Verwandlung in einen Vorbeerbaum seiner körperlichen Vereinigung vorzog. Während der Apostrophen des Chors im 4. Auftritt stehen beide unbewegten Antlitzes, gleichsam in undurchsichtig-statuarischen Beharren, wieder wie vorher hintereinander, wodurch der Eindruck der Bangigkeit, der die Fragen des Chors stochen läßt, noch verstärkt wird. Apollon bleibt „dunkel“, unbeweglich, auch bei seiner knappen Auskunft, die er dem Chor erteilt. Im nächsten Augenblick bricht Kassandra die unerträgliche Spannung. Die Arme in die Luft werfend und dem Chor ihr lästerndes „Singt, Schwestern, singt — Preist aller Götter ewig edle Taten“ entgegenklingelnd, tritt sie wie eine entfesselte Mänade von der erhöhten Stufe herab. Auf die Stufe aber setzt nunmehr Apollon den Fuß, mit der breiten, gebietenden Gebärde des Richters — hinter sich den Vorbeerbaum. Er ist wieder der unabhärrige Gott wie zu Anfang: die

Symbolik der Stellungen beschließt auf diese Weise folgerichtig den Sinn der inneren Handlung wie in einem Ring. Beider Gesichter sind in ekstatischer Starre in den Zuschauerraum gewendet. Apollon befiehlt — Kassandra kündet die Gesichte, die ihr den Untergang Trojas zeigen. Jedesmal, wenn sie geendet, sinkt sie in frontale Starre zurück — innerlich schon den folgenden Wahrgesichten hingegeben —, als schläge das Grollen und Schmähen des Chors nur von fern an ihr Ohr.

Beim Eintreten des greisen blinden Sehers und des Jünglings schließen sich die empörten Chöre, die bisher die beiden Ecken der Rampe einnahmen, auf einer Seite strudelnd zusammen; auf der Gegenseite bilden der Greis und der Jüngling eine Einzelgruppe. Der eine Halbchor steht erhöht hinter dem andern; die Figuren ordnen sich in zwei statuarisch geschlossene Reihen, die sich beim Sprechen jedesmal frontal gegen den Zuschauerraum wenden.

Bei ihren Worten: „Du schleimst in Schweigen, laßt die lasse Luft an meinen Leiden“ springt Kassandra, Apollon sich zuwendend, wie schübend vor den Jüngling, der dann mit derselben selbst-aufopfernden Gebärde vor Kassandra tritt, wenn er bei seiner furchtlosen Abrechnung mit dem Gott an die Stelle kommt: „Du mir die Dysterbinde um . . .“ Apollon antwortet, groß, überlegen, macht den Jüngling zum physisch Geblendeten und verschwindet, gleichsam von dem Vorbeerbaum aufgeflogen, aus dem er zu Anfang heraustrat.

Alle weiteren Stellungen ergeben sich mit fast zwingender Gesetzmäßigkeit aus dem Fortgang des Spiels. Der etwas erhöht stehende hintere Halbchor eilt diagonal über die Bühne nach hinten, um auf der anderen Seite die Szene zu verlassen. Der vordere Halbchor wendet sich nach der Seite, auf der er steht, hinter die Bühne. Kassandra und die beiden Blinden folgen ihm nach, werden aber noch in der Mitte der Rampe von den beiden entsetzt zurückkehrenden Chören aufgehalten, die zum Schluß wieder beide Rampenecken einnehmen. . . Die Prophezeiung Kassandras hat sich als wahr erwiesen: Die Schiffe der Griechen sind im Anzug; Trojas Schicksalsstunde hat geschlagen.

Wolfgang Fritz Kopp / Ferienzauber.

Sechs Wochen Vakanz! Das klingt wie halbe Ewigkeit, das sieht sich von vorne an wie ein endloses Paradies durchs Engelstor oder wie eine Niesenmirkelstift, worinnen alles parat liegt, was ein Genie für seinen Erfindungsdrang nötig hat, ohne dabei gefordert zu werden. Denn Erhaltung gibt es keine und die Elternschaft weilt in der Sommerfrische.

Sechs ganze Wochen! Wie bringst du die um ohne Pflicht? Es trommelt dich keine Magd heraus. Es blinmelt kein Schuldiener. Keine Bank ächzt unter, kein Schiffer wettet über dir, dich plagt weder Aufsatz, noch morgiges Extemporale. Das alles und noch mehr liegt wie ein Traum dahinten zwischen den Schulmauern, die dich aus der Ferne angestern wie ein ausgedienter Sträfling.

Was tun? spricht Zeus. Gemach, der Mensch hat sein Programm. Die erste Woche geht es an den längstgeplanten Taubenschlag. Nach diesem wird der Karnickelstall in Kur genommen. Zwischendurch läßt du deinen Drachen steigen oder gehst in der Weidung krebseeln. Zeitweise bist du Maschinenbauer und Photograph. Birnen wollen gebengelt, geradelt und geschwommen muß auch sein. Sommervögel locken, und auf einmal schluckt dich der Wald. Was meint ihr zu Heidelbeer mit Zigaretten oder zu grasgrünen Nessel mit Bärendreck? So lockt sichs halt im Bivouac und alles schmeckt nach „Freiheit, die ich meine.“ — Und so sind drei Wochen um, ehe du zur Bestimmung kommst. Das halbe Paradies liegt bereits hinter dir und fertig ist noch gar nichts, nicht Taubenschlag, noch Karnickelstall, keine Dampfmaschine und kein Kobal. Die Elternschaft aber erkundigt sich aus der Ferne, ob der Bub zuweilen auch was repetiere. Ja du liebe Zeit. Aller Anfang ist leicht, bloß beim Lernen nicht, und wenn ich sehe, wie der Blechner-Karl des morgens die Zinktafeln verschneidet und abends sechs blanke Siebkannen vors Haus pflanzt, kriege ich's mit der Neu. Bei solch einer Gelegenheit nun meinte der Otto, Ge die Schule wieder anfangen, müßten wir auch noch was geschafft haben. Und wie es so kommt, erst sollte es eine Blochhütte werden, zu der wir schon einen Kochofen besaßen, doch beim Fahnden nach weiterem Material stoben wir — beim Punkte x, y — auf ein Stapel Lumpen und Latten. Ich denke, „ein Zelt, auch gut,“ doch was war es? Ein Theater, von Olms Zeiten freilich, verdreht, verschlengt, von Ratten zernagt. Zur Not erkaunte man Zimmer und Wald; der Vorhans hatte vollends die Kränk. Kein Nodium, kein Klüsterkasten war nicht dabei, aber „als hann mir e Zlater,“ wie der Bleienstein meinte, und der war gleich die erste Nummer dafür, konnte Bauchreden und Salto schlagen und Feuer fressen. Einen Seitstänger hatten wir und einen Zitherpieler, da staunst. Der Albert konnte zaubern und bellen! Da rissen alle Kaben aus. Der Bühnersepp, sonst nicht mein Fall, schob das Schwarze vom Nagel, er jonglierte mit Bierflaschen und dressierte Ratten, und der Adolf, die Schlafhaube, wer hätte das gedacht, entpuppte sich als Schlangenmensch.

So Buben können oft mehr, als zehn Lehrer nur ahnen. Sie guden alles ab und dann geht es schon los: „Nägel her, Latten her. Da heb; höher, du Kamuffel. Hast denn keine Augen im Kopf? Wo ist der Bohrer? Jetzt hat der wieder die Säge fort.

Bei dem Gewacke soll eins nageln können. So warte doch, bis einmal verkehrt ist. Ist! Ist! Sodele, zwei Kullissen stehn. Die bläst keiner um. O je, o je! Was denn? Wintisch sind sie. Wintisch? Behr du mich Theater bauen. Albert visiere du etmal. Der kanns ja doch nicht. Stimmts? Die nächste Wand. Latten her, Nägel her. Dreißältige, du Kamuff. Bumm, bumm, ist, ist. Aufsch, das war mein Daumen! — Und so klopfst, kommandierst und räsonnierst es im altherwürdigen Amtshof, wo der Holderbusch über'n Brunnenstod ragt, wo verwachsene Grabchriften und Bildhauereien am alien Stadigemäuer von grauen Zeiten künden, was die Sache noch romantischer macht. Und darüber blaut der ewige Ferienhimmel. Alles auf soweit, von der Rotte Mißvergnügter abgesehen, so sich am Hofstod die Nase einbrückte, Urfehde verkündend. Stolz ragte das Theater unterm Eschenbaum und wurde ruhbar im ganzen Nest, ehe daß die Schmiererbande recht mußte, was damit anfangen. Denn, wie gesagt, aller Anfang ist leicht, bis es aus Verne geht und da lag der Gas im Pfeffer; für eine Scheurenbürzelei mit Rattenkunst und Bauchgerede war unsere Prachtbühne einfach zu nobel. Ein Stück mußte her, ein Trauerspiel, mit Mord und Nachschwur, mit Gewimmer und Gefenne und mit bengalischer Beleuchtung, wenn das Schloß in Flammen stand und Ritter Roderich die holde Hulda auf schwarzem Kleyper in die Nacht entführt. Donnerstag! Gab das ein Aufsehen. Der Albert konnte bereits wiehern und hufflappern wie drei Gänse auf mal. Der Otto wollte uns die Programme drucken, Perücken bekämen wir auch gestellt, gegen Freiplätze, versteht sich. Alles war Freiplatz. Und schon gab es einen Verterboldsch, bei dem die Klinge ins Heft rutschte: So stirb, Verräter! Eine Talerfette dito nebst Sporen für den Burggrafen, der zum Schluß dran glauben mußte. Dazu eine Schachtel Wärie in allen Fassonen und sonstiger Krimstrams zum Auf- und Antun, bloß nichts Romantisches wie Harnisch oder Helm für alle die Ritter und Krappen, die da mittun wollten. Denn verflucht, wer nur in den Hof schmeckte und das Theater sah, wurde fiebrig darauf. Da waren dir im Nu ein Troß Brigganten beisammen, wildfremde Vlsagen darunter, so aus der Grundelbaderegend und dem Gerberviertel. Sie waren noch nicht warm, da rissen sie sich um die Wärie und bunten Feden und zuletzt um die Bohnenstangen im Holzstall, bis ein jeder seinen Spieß hatte.

Und jetzt die Proberei, ohne Textbuch, versteht sich, sondern nach freiem Programm, wie sichs ergibt, wenn ihrer Sechse im Schummer um den Hofenstall lungern und was zusammenzupinnen. Alles was recht ist; es hatte Hand und Fuß und der Schluß war erschütternd. Wer mich aber heute noch verzürnen will, schimpft mich Direktor. Das nämlich ist der Mann, der sich um jeden Dred kümmern, der am lautesten schreien und alles ausfressen muß und doch nie recht bekommt. Der sich ärgert und aufregt, dieweil andere auf dem Birnbaum sitzen und karteln. Wenn ich sage: Stichwort, so heißt's: A was, Stichwort, wir wissen schon, wenn wir dran sind.“ Kommen natürlich im verkehrten Moment herein gestürzt und dreschen aufeinander los, daß die Welt wackelt und aus Spak Ernst wird. Mein Adolf hat eins über'n Dek gekriegt, wirft den Stecken weg, tut nicht mehr mit. Der Gudelbacher

wills nicht gewesen sein und überhaupt, zum Sich-Kommandieren lassen sei er auch nicht da.

Schließlich wird mir's zu bunt. Ich sage: „Das ist mein Garten. Wer nicht variert, fliegt hinaus! Oder habe ich nicht recht?“ Nein, ich hätte nicht recht, sagt der Otto, ausgerechnet der Otto, denn jetzt gingen der und sein Anhang schnurstracks zur Feindschaft über und taten uns viel schaden. Und also hatte er recht. Sie trampelten hernach ans Postor und schrien Spott und Hohn herüber; es war schon arg und wurde noch ärger. Andern Tags blieb die ganze Ritterchaft aus und der Otto ließ sagen, sagen — er mache die alte Gräfin nicht, die im ersten Akt zu sterben und später zu geistern hatte, er müsse büffeln. So ein Schwindel. Und wir waren gerade so schön im Zug, deklamirten, daß die Felsen flogen, daß die Herren Aktuare herausstraten und in der Grabengasse die Fenster belagert wurden; denn ich sage ja, so Buben können alles. Wie famos nur der Albert als Ritter Roderich hingestanden ist beim großen Racheakt. Man mußte ihm zwar ewig einsagen, denn großen Racheakt. Man mußte ihm aber sonst a la bonheur. Der Adolf mit seiner Mädelstimme als hohe Hulda?! Gerade fing sie lieblich an zu klütern, um des Ritters Herz für den Vater zu erweichen, da ging das Geheule und Gepolter wieder los, da flogen Steine und Dreckschollen über die Mauer, und wie die Kerls hinaufgekommen sind, ist mir heute noch ein Rätsel. Auf einmal sehe ich einen Kopf und noch einen und noch einen. Der Albert, außer sich, kriegt eine Lanze zu fassen und bumms! Da hast es! Die Köpfe verschwanden, aber uns war die Lust vergangen. Besonders einem, dem Direktor. „Wart, Direktorle, wir werden dich direktorn“, scholl es über die Mauer und klang's ihm selbige Nacht noch in die Ohren, und diese denkt mir noch heute. War es nicht, als hätten sich Freund und Feind gegen unser Theater verschworen, indem uns der Otto mit der Gräfin sitzen ließ, mit den Programmen gleichfalls und die Elternschaft auf einmal drei Tage früher heimkehren mußte? Wer hatte es dem Gesellenverein geklütert, daß er nach Jahr und Tag seine Lumpen-Bühne wieder brauchte, jetzt, nachdem sie geklickt und kunstvoll angestrichen war. Von der Stunde der Abrechnung zu schweigen, zumschlimmsterlekt hatte sich der Himmel selbst gegen uns verschworen, selbige Nacht nämlich, da einer mit Hals- und Herzweh in die Klappe gekrochen ist und den Sallut „De Catilina“ mit vielen guten Vorsätzen unterm Kopfsiffen steckte. Er hatte kaum

die Augen zugemacht, da ging ein Gepolter los, nicht anders, als sollte das Postor aus dem Veim gehen und auf ihn stürzen. Währendes ließen Albert und Genossen mir nichts, dir nichts Frösche und Schwärmer losknattern, die doch erst im Schlafakt kommen sollten. Ich wütend, fahre dazwischen, schlage mir die Knochen auf und merke, daß es die Bettstatt ist. Indeß mit dem Gepolter und Geknatter hatte es seine Wichtigkeit, bloß kam es nicht gartenwärts, sondern vom großmächtigen Himmelstheater herunter, wo sie ohne Schnürboden und Maschinerie agieren, ohne Stichwort und Kulissenwechsel, holderdipolder, bei bengalischer Beleuchtung oder Stockdunkelheit, Vorhang auf und zu. Eine Glanzlichtevorstellung mit Kanonenschlägen, bei der das Herz hibbert und lacht zugleich, ähnlich wie in der Klasse, wenn der Lukas wettert und rast. Und wenn dichs triffst, schön ist's halt doch.

Wie dann der große Wolkenvorhang endgültig niederrauschte, jaht mindestens einer aus der großen Zuschauermasse befreit in die Kissen. Möchte jetzt kommen, was da wollte, die Theaterorgen war er einmal los. Der Herr Oberregisseur hatte die Zerstückung Carthaginis so gründlich besorgt, daß Burs und Wald in der Lunte schwammen und der Gesellenverein darnach fischen konnte. Wer aber auch diese Suppe auslöffeln durfte, das war der verfloßene „Direktor“.

Ohne sonst auf die Schule verweisen zu sein, es kamen Wochen, wo es ihm allemal wind und wehe ward, wenn's glücklich zwölfte schlug, weil dann das Haberselbstreiben der Genossen Hühnersepp einsetzte. Ein langwieriges Nachspiel hinter den Schulkulissen mittelst Bücherriemen und Linealen bei wechselndem Schauplatz und Auszug. Wenn dann der Held rotrohria und zerzaust zu spät zum Essen kam, schluckte er zu Grimm und Gram auch noch den Vorwurf hinunter, daß er wiederum habe nachsitzen müssen.

Und die Moral von der Geschichte? Mach in den Ferien kein Theater nicht, geschweige ein Programm.

Laß dich vom Wald verschlucken,
Tausch unter in der Flut,
Verschwibe Schul' und Mucken,
Es lenzt sich faul so aut.

Dich plagt jetzt keine Meael,
Du wirst auch so geckheit,
Durchschiff mit frohem Seael
Die goldne Ferienzeit.

Wilhelm Schäfer / Das Fräulein v. Rinden. Novelle.

1.

Als einmal ein Herbsttag über dem grünen Wörth der Herren von Chiemeer sein letztes Feuerwerk machte, darin das sinkende Licht sich selber zur Luft loderns verbrannte, als wollten sich Tag und Jahr zum Untergang ihres gesättigten Glücks bekennen, kam von Urfahren her ein Rachen herüber, indessen ein anderer sich aus dem Dunkel der Insel zögernd hinaus in das blanke Wasser fuchte.

Der aber kam, trug einen Jüngling herein, und der da ging, trug eine Jungfrau hinaus, und beiden war ihr Leben anders verleiht.

„Nun soll mir kein Morgen mehr,“ trostete der Jüngling, der einen weißen Soldatenrock trug, „nun soll mir kein Morgen mehr das Taschenspiel neu beginnen, daß meine betrogenen Sinne mir klüngen und blinken vom Schall und Schein seiner verlodenden Dinge; mein Herz ist der Dinge verdrossen und mag den Schall und Schein nicht, wie die Nacht den Lärm des verronnenen Tages nicht mag und die prahlende Sonne!“

Denn der Leutnant Ferdinand Fehel aus München, den sie dabei das doppelte Fehel hießen, weil er den Kameraden, unlustig im Dienst und leid ihrer Freuden, zum Spott und Zeitvertreib diente, war an die grünen Gestade von Chiemeer gekommen, sich eine heimliche Tür aus dem Leben zu suchen. Er wollte im Wirtshaus die Nacht und den Mond abwarten, den stummen Genossen aller unheimlichen Dinge, ehe ihm sein Pistol ins Wasser hinaus half.

Die aber im andern Rahn ihn weder bemerkte, noch sonst von ihm wußte, war ein Fräulein aus München, Anna von Rinden geheißen. Dem war seine Mutter im Sommer gestorben, und sie konnte den Schmerz nicht überwinden; denn auch ihr Vater war tot. Nur eine Tante wartete drüben am Land, seit ihre Nichte am Mittag mit einem Schiffer zur Insel hinausfuhr, und hatte Furcht vor dem Wasser. „Komm nur ja,“ hatte sie seufzend gesagt, „wieder vor Nacht, daß ich nicht sterbe vor Sorge!“ Das Fräulein indessen wußte genau, die Tante hatte nie andere Sorgen, als daß ihr Brigitta, die Zofe, zur Hand war für eitle Gewohnheit. Die aber sah nun im Wirtshaus, wo ihr der Sohn des Wirtes den Hof machte, weil sie ein schönes Ding aus Meran war, und die Wirtskente waren Tiroler.

„Jeder sucht nur das Seine!“ klagte das Fräulein; „und was sie sagen, sind nur gefällige Worte. Mich aber sollen nicht länger Worte betrügen, falsch vor den eigenen Blicken! Zu meiner Mutter will ich hinaus, und weil mich der Tod von ihr trennt, muß ich durch seine schwarze Verhüllung zu ihr, die mich in ihre Geborgenheit ruft jede Nacht!“

Sie hatte die Ruder längst aus den Händen gelassen, als sie das sagte, und benguete sich über den Rand, daß sie ihr Spiegelbild

unter der zitternden Fläche des Wassers hinstrecken sähe, als wäre sie ihrer Körperlichkeit selber schon ledig geworden.

So hört das Fräulein von Rinden den Rahn nicht kommen, und daß eine andere Schwermut die ihrige kreuzte, bis ihre Sinne der nahe Ruder Schlag schreckte. Da war es zu spät für ihre abwendige Seele, die rasche Erscheinung zu deuten; als griffe schon einer nach ihr, sie wieder zurück ins Leben zu reißen, fuhr sie auf und wußte danach nicht mehr, was es der schwankende Rahn, was es der Schrecken oder ihr letzter Entschluß, daß sie sogleich mit einem Wehgeschrei, lauter kaum als ein Seufzer, über den Rand ins dunkle Wasser hinabstie.

Der Jüngling hörte den Schrei und sah den Sturz der schwarzen Gestalt in das schäumende Loch so mitens, als wäre auch ihm ein Trug durch die Sinne gefahren; und rasch, wie ihr, löste sein Schrecken die Glieder. Das Wasser schäumte noch weiß, als er schon sprang, das zweite Loch in die blanke Tiefe zu reißen.

So waren die Rähne leer von der Frucht ihrer Schwermut und schaukelten leicht aufeinander zu, indessen die ringenden Körper im Wasser zu rauschen begannen. Lange konnte der Jüngling das Fräulein nicht fassen, bis ihm zuletzt ein Griff in die Haare gelang, die Wehrende allsobald wehrlos zu machen. Mit einem Arm rudern, brachte er sich und die Beute glücklich heran an den nächsten der schaukelnden Rähne; aber der Rand war zu steil, hinüberzukommen, ohne die Last in die Tiefe gleiten zu lassen. Wie er so hing und schon dachte, mit ihr zu versinken, fühlte er Grund an den Füßen, weil ihre Schwermut an eine leichte Stelle geriet, wo der See wie Ufergewässer noch keine Mannstiefe hatte.

Da ließ der Jüngling zornig den Rachen fahren, mit tastenden Beinen schreitend im wehrenden Wasser, die Leblose hinter sich her ans Ufer zu ziehen. Sorgend sodann, sie möchte ihm den noch ertrinken, hob er sie stark auf den Arm und trug sie ans Land.

Brigitta, die Zofe, hatte dem Wirtsohn zuliebe zärtlich Luft wandeln wollen am dunkeln Gestade, als sie den seltsamen Lastträger anrauschen hörte und sah und gleich um Hilfe zu schreien begann. Der Wirt kam mit Toni, dem alten Schiffer, gesprungen. Sie rafften dem Jüngling die nasse Last aus den Armen und bettetten sie kopfüber gegen den Rasen, das Wasser aus ihren Lungen rinnen zu lassen; rissen ihr Nieder und Kleid auf, daß wetkes Rinnen hervorbrach; und schlugen die nasse Brust mit dem Halstuch, das sie Brigitta, der jammernden Zofe, abnahmen.

Nicht lange, so hörte der Leutnant schon einen Seufzer. „Das Leben kommt ihr zurück!“ sagte der Wirt und hieß seinen Sohn springen nach einem Brett, das Fräulein v. Rinden hinauf ins Wirtshaus zu tragen, indessen der Leutnant Fehel hinterher ging, fröhlich in nassen Kleidern und dieser Wendung verwundert. „Nun ist mein Pulver nah!“ dachte er grimmig und sah den

Mund über den Hügelrand steigen, den stummen Genossen aller unheimlichen Dinge, als spottete der seines Eifers, das Fräulein von Rinden ins Leben zu retten, das ihr doch zur Last war wie ihm.

2.

Das Pulver war naß, und der Leutnant fror in den Kleidern. Ehe er wußte, sah er am Tisch in den Hosen des Wirts und hörte verdrießlich dem Zwiegespräch zu; denn Martin, der Sohn, holte die Käthe herein, und die Rose Brigitta saß oben am Bett ihrer Herrin. „Die hat ein Hemd an von meiner seligen Frau!“ sagte der Wirt, und Toni, der listige Schiffer, lachte dazu: „Sie bleibt dir nicht länger darin, als der Herr in den Hosen! Die Fischer haben ein Sprichwort: „Holst du dir eine heraus aus dem Wasser, hängt sie dir an, bis du sie wieder hineinwirfst!“ Darüber lachte der Wirt verschmitzt mit dem Schiffer. Dem Leutnant blieb das Wort im Ohr, wie das Wasser noch immer darin war von seinem Sprung in den See. Er ging danach in die Kammer, vom Wirt geleitet, sah auf dem Bett und konnte nur über sich spotten, daß er sein Leben mit einem andern bezahlte, aber sein eigenes war er noch immer nicht los. Seitdem er den Rock und die Hosen des Wirts an hatte, war ihm die Absicht seines Pistols tödlich verwandelt. Er sah sich von seiner Schwermut treulos verlassen; und da er zuletzt die geliebten Kleider abwarf, als hinderten sie sein Gemüth an der schwarzen Gewohnheit, erfüllte das schwellende Mondlicht den See und die Kammer, wie wenn sein Schein, mehr als die prahlende Sonne, die heimliche List und Lüge des Lebens wäre; und schauernd fühlte der Jüngling den Glanz an den Gliedern.

Und wie dem Leutnant oben in seiner Kammer, erging es darunter in seiner artigen Stube dem Fräulein. Sie wollte weinen vor Trost und Beschämung, aber die störrischen Tränen kamen ihr nicht. Und da sie schlief in der Nacht wie nicht mehr seit Wochen, tief und leer und gänzlich ins Dunkel verronnen, rief ihr die Stimme der Mutter zum erstenmal nicht.

Wohl aber rief sie Brigitta, die Rose, vergebens, in der Furcht des fremden Zimmers einmal erwachend.

3.

Als sich am andern Morgen, früh vor Tag, der Leutnant Ferdinand Fehle fortzuschleichen wollte, beschämt dieser Wendung, fehlten ihm noch seine Kleider, die unten am Ofen zum Trocknen aufgehängt waren.

„Es wird eine Liebe im Spiel sein!“ spöttelte er, des Wildes gedenkend, wie die Männer das Fräulein naß und zerzaust auf dem Brett ins Wirtshaus trugen; und wollte sich seiner Höflichkeit dennoch entschlagen, als er in eigenen Hosen über die Treppe herab und an der Thür des Fräuleins vorbeisah. Aber die Rose Brigitta erappte ihn noch, die eben heraufkam, und hatte nach ihm gefracht. Das Fräulein warte schon lange auf seinen Ketter, sagte sie bittend, den einen Fuß auf der Treppe, und sah ihn bewundernd mit braunen Rehaugen an.

Als der Leutnant Fehle, also genötigt, hereinkam, waren die Spuren der Nacht fortgeräumt und der Ofen wieder geschlossen. Das Fräulein v. Rinden stand zwischen den Fenstern im schwarzen Kleid ihrer Trauer und war eine Gestalt, größer als er, der sie von der Thür aus steif und schweigend begrüßte. Ihr Ringelhaar, von beiden Seiten beleuchtet, umhellte ihr schönes Gesicht wie ein Heiligenschein; auch hatte die Blässe sich längst wieder rosa verwanbelt.

Nach einer peinlichen Weile, da sie einander prüfend ansahen, blickte sie ihn auch ihren Ketter; aber es war kein Augenaufschlag darin: ein scharfes Zittern machte die wohltaute Stimme funkelnd wie ihren Blick. Es sei ihre Pflicht, dem Ketter zu danken; die wolle sie nicht veräumen! „Aber“ — so brach ihr Jörn dann gegen ihn los, der salutierend dastand, als wäre das Fräulein sein Oberst — „wer gab, mich anzutasten, Ihnen das Recht?“

Das wisse er selber gern! sagte verdrießlich der Leutnant Fehle und suchte lange nach Worten, ehe er wieder begann, die zitternde Stimme einen Ton tiefer: Sie wären einander just auf derselben Reise begegnet! Er wollte noch lächeln, als er das spöttische Wort unbedacht sagte; aber der Groll um die Lächerlichkeit seines Schicksals ließ den Leutnant Worte und Dinge aussprechen, die er so gleich bereute und dennoch nicht aufhielt.

Ehe die beiden bemerkten, was da geschah, daß sie noch hitzig die Redensarten gebrauchten, wie sie die Höflichkeit vorschrieb, aber die Dinge, um die sie einander bestritten, betrafen sie nicht; ehe sie merkten, daß sie einander wildfremd ihr Allergeheimstes dennoch preisgaben, hatten der Leutnant Fehle und das Fräulein von Rinden sich so ineinander verstrickt, daß einer vom andern besah, was nur dem Vertrauten anvertraut sein, durch keine Trennung jemals getrennt werden konnte.

Das Fräulein v. Rinden mochte zuerst den Schrecken dieser Verbundenheit fühlen; auf einmal begann sie mit schmerzhaft verzerrtem Gesicht hin und her über den Streifen Morgensonne zu schreiten, der durch die Fenster freundlich ins Zimmer hereinstiel, als suche sie noch einen Ausweg aus dieser Verzwicktheit, bis sie weh und wild zu lachen begann, die seit dem Tode ihrer Mutter kein Lächeln mehr auf ihren schmerzlich-geschlossenen Lippen erfuhr. Ihr Lachen klang wie die Rede, zu scharf für den Ton ihrer wohltauten Stimme; aber einmal im Gang, trug es sie fort, wie der Ketter am Abend sie trug, in das Eigentliche ihrer Natur zurück; denn sie war ein fröhlicher Mensch, und nur durch den Tod ihrer Mutter so hart aus der Kindheit gefallen.

„So sollten wir,“ sagte sie mitten hinein ins Gelächter, darin ihr Mädchenglück wiedergekommen war mit aller Warmheit ihrer verdrängten Sinne: „so sollten wir miteinander die Reise versuchen, die wir einander zu führen ungeschickt waren!“

Es sollte nur eine wilde Schelmerei sein, was sie dem Leutnant Fehle in seine kalte Verdrossenheit sagte; aber das Fräulein ging auf dem hohen Seil und war des Schwindels nicht mächtig. Denn als ihr der Jüngling, in seinem tiefen Verdruss gereizt durch die Kraft ihres warmen Menschengesichts, spöttisch in ihre Seitlängerer sagte: sie wollten sich dann eine tiefere Stelle aussuchen, nicht wieder auf Grund zu kommen! sagte ihr Geist, überscharf und gereizt durch den Spott ihres Partners, sogleich den höhnischen Sinn dieser Andeutung auf, daß ihr die Wildheit und Schelmerei so verging wie das Gelächter, weil sie die böse Beschämung vor ihrem Ketter in dieser hohhaften Wendung des Schicksals erkannte und nicht zu ertragen vermochte.

„Ich konnte an dieser Stelle gar nicht ertrinken?“ fragte sie noch; und der Leutnant Fehle höhnte dagegen: Er wisse zwar nicht, wie leicht sie es brauche! Dann brach dem Fräulein v. Rinden der Stolz, als sie die Lächerlichkeit ihrer Rettung auf alles zurück. „O meine Mutter!“ höhnte sie noch und sank auf die Posterbank hin in einem so wilden Geschluchze, als brähe es sie auseinander. Und immer nur dies: „O meine Mutter!“, bis alles in Wimmern verging.

So sah der Leutnant Fehle ein weinendes Kind, statt eines Fräuleins vor sich auf der Posterbank liegen, das gleichwohl eine zu aller Kraft ihrer Sinne erblühte Weiblichkeit war. Und wieder ein Etwas wie jenes, als er ins Wasser sprang, sie zu retten. Er hörte nicht, wie die Vernunft ihm herrisch zurief, sie zu verlassen. Unwiderstehlich trieb es den Leutnant Fehle, sie zu trösten, was er bisher weder versucht noch getan hatte bei einer Frau. Und im Verlauf dieser täppischen Tröstung geschah es, daß er zuletzt selber auf seinen Knien dalag und weinte, und daß ihm dabei sein Kopf in ihre Hände geriet, und daß ihn die Hände, unberaten wie er, nicht mehr los ließen.

4.

Brigitta hatte zweimal vergeblich geklopft; leichten Gewissens ging sie hinab, wo sie willkommen war; denn die Wirtstheke kannten ihr blankes Dabeim in Meran, und Martin, der Sohn, hatte bereits seine festen Gedanken mit ihr, weil sie schon längst einer Frau in dem einsamen Haus für die gestorbene Wirtin benötigt waren; und Martin mochte die bayerischen Weibsbilder nicht.

Die aber oben in ihrer artigen Stube so früh am Tag die höchste Aussprache hatten, fanden sich daraus wieder zurecht im Zustand ihrer Verlobung, und wußten nicht ihre Namen.

Als Anna v. Rinden den ihrigen sagte, wurde sie erst die ganze Laune des Schicksals gewahrt; die Scham machte sie rot, und der Schrecken blaß, aber der Schelm ihrer Kindheit kam, ihr zu helfen: „Ich fahre nie wieder Kahn!“ versprach sie so treu, daß sie darüber beide noch lange lachten und scherzend durch die neue Verlegenheit kamen. Dann mühten sie immer hier auf der Aniel bleiben! drohte der Leutnant Fehle; und das wollte sie gleich. Aber er mußte zurück, weil er Soldat war! Und so im Hin und Her überhafter Worte gelangten sie über die Fremdheit hinüber, daraus ihre Liebe den seltsamsten Knoten zu machen geschickt war.

Sie dürfe sich etwas wünschen zu ihrer Verlobung! sagte das Fräulein v. Rinden zu seiner Rose, als das Paar hinab in die Wirtstheke kam. Da hatte Brigitta ihren Wunsch schon bereit und wollte hier bleiben als Magd und kommende Frau, was dem alten Xerofal ebenso recht schien. „Wir sind halt Tiroler!“ fadette der und meinte, daß seine seltsame Frau eine Bayerische war; aber nur Toni, der alte Schiffer, verstand ihn. Der hatte auch recht behalten mit seinem Sprichwort, als er am Mittag das Fräulein wieder zurückfuhr, und statt ihrer Rose sah der Leutnant da. Der Wirt indes lachte noch über den Spruch, als der Nachen schon gegen Ursahren schwebte; sie aber behielten mit Freuden die stinke Brigitta.

Die Tante Malwine sah blaß und verknittert am Ufer, als ihre Nichte mit einem Leutnant kam, den sie nicht kannte. Im ersten Schrecken und Groll kam sie nicht auf von der Bank, während die beiden Arm in Arm zaghaft gegen sie schritten. Aber sie blickte es Sorge und hatte die Nacht kein Auge zugetan vor fürchtbaren Träumen. Daß ihre Herrlichkeit aus war, sah sie sogleich und sparte nicht mit Bedenken und Ratschlägen und Mitteilungen ihrer eigenen Liebeserfahrung, als sie, die unerwartete Heimfahrt zu rüsten, für eine Stunde die Ohren des Leutnants los war.

Aber das Fräulein lächelte all ihrer Worte, wie nur zu lächeln vermag, wer seiner Dinge auf eine andere Weise heimlich gewiß ist.

5.

Die, so seltsam vereinigt, nach wenigen Tagen ihre Verlobung in München anzeigten, waren ein ungleiches Paar, nicht nur an Wuchs und Gestalt. Das Fräulein Anna war reich; denn die Rindens hatten in Niederbayern noch alten Besitz, auch war die Mutter nicht unbegütert gewesen. Dem Leutnant Fehle hatte nur eine Gunst den Weg von Bamberg nach München mählich gemacht; und mehr die Versorgung war es gewesen als Freude am Waffenhandwerk, daß er die Uniform trug.

Als er aus seiner künftigen Stube zuerst das reiche Haus am Hofgarten sah und betrat, darin er selber den Herrn vorstellen sollte, bedrückte der Wechsel ihn sehr. Und daß ihn danach die Kameraden das doppelte F hießen: das doppelte Fehle habe doppelt Fortuna gemacht! half ihm nicht über die peinlichen Umstände

fort. Denn dies ließ ihr Spott und verdrückter Neid ihn wohl merken, daß es nicht eben eigene Vorzüge waren, aus einem Nichts von gestern ein Etwas von heute geworden zu sein, darüber die Münchener sprachen. Wäre nicht seine Braut so einfach und froh seine Geliebte gewesen, er hätte die Wochen der ersten Bestürzung kaum so gut überstanden.

Denn Anna v. Rinden hatte den Wechsel anders erfahren als er, dem die Schwermut im Blut lag; ihr hatte der Tod der geliebten Mutter allein das junge Herz so in Trauer geschlagen, weil die Liebeskraft ihrer Natur, noch nicht die Tür der Weibeseinstimmung erkennend, sich selber verzehrte. Seit ihr an dem Morgen der braune Kopf des Geliebten in die Hände geriet, war ihre Trauer verronnen, als hätte die Mutter ihr selber die Hände geleitet. Ein tiefes Vertrauen, daß alles so vorbestimmt war, machte sie stark, in Fröhllichkeit zu beharren, so sehr die düstere Stirn sie manchmal erschreckte. Sie glaubte dem Wunder, seit ihr das Wunder geschah.

Der Leutnant Fehrl hatte im ersten Verdruss an seinen Abschied gedacht und Worte gesprochen, die seine Braut ein paarmal aufhören machten. Einmal darum, als er wieder unfrohlich war, der Kameraden verstimmt und müde vom Dienst, bat sie ihn treu, die Kaserne gänzlich zu lassen! Sie gingen im Laubengange hinter dem Haus hin und her, und die Blätter raschelten dürr im nahenden Winter, als sie die Bitte vorbrachte, die doch die seine so sehr war wie ihre, und ihn dennoch erzürnte. Er möge nicht, sagte er heftig und fuhr in den Griff, als wollte ihm einer schon die Waffe entreißen, er möge nicht der Gemahl seiner Frau genannt werden! Ohne Stand vor ihr sein und eigene Geltung!

Anna v. Rinden sah ihren Verlobten dastehen gleich einem trostigen Knaben, düster und wild wie der Himmel hinter ihm über den Dächern und Bäumen, und lächelte liebend, daß er gleich so begehre! Er aber, einmal gelöst aus seiner Schen, ließ den lang vertragenen Groll fliehen: Wie eine Schwermut nicht ungehaltene Laune, sondern Verdruss an jealichem Dina und Scham über die eigene Unfähigkeit wäre, sich ihrer wie andere unbekümmert zu freuen. Sie sei nun gewarnt und solle ihn lieber lassen, statt sich in seine dunklen Tage zu hängen.

„Neh bin nun gewarnt,“ entgegnete Anna v. Rinden und hatte ihn lange mit liebenden Blicken betastet, „aber ich lasse dich nicht! Da ich dich sah an dem Morgen, war ich wie du und wollte dir zürnen, weil ich die Fügung des Himmels nicht gleich erkannte. Wenn ich dir wiederum zürnte: ich würde zerbrechen, was mir geschenkt ist; aber ich zürne dir nicht! Denn siehe, ich muß dir immer die Liebe halten, wie du auch bist, weil ich dir zugeteilt bin. Du hast mich geholt aus dem Wasser; ob es leicht war, ich wäre gleichwohl ertrunken. Soll ich nicht deiner Schwermut der munteren Wägebalken heißen, so wirft mich wieder hinein! Ich liebe nur, dich zu lieben, und kann nicht mehr anders sein!“

Der Leutnant Fehrl wurde blaß, weil er des Schiffers und seines Spruches gedachte; aber er sah ihr gutes Gesicht, und die Liebesstärke darin schenkte die schwarzen Wägel der Bitterkeit fort.

6.

Weil ihre muntere Seele also gewiß, weil sie der Pflicht ihrer Liebe so treu und froh, weil sie der Fügung so gläubig anvertraut war, schien Anna v. Rinden ihr Wunder auch zu gelingen. Gegen die Werbekraft ihrer reinen Natur konnte sich ihr Verlobter nicht länger wehren. Als die Wochen zu einem Monat und mehr und mit den Wochen die Fragen der Neugier vergingen, so daß er selten mehr das spöttische Wort über seine Fortuna anhören mußte; als er sich selber sein Glück angewöhnt hatte: wurde auch seine düstere Stirn erhellter; und die das ungleiche Paar zuerst mit Lächeln beargwöhnt hatten, muckten das Glück der beiden zuletzt in seiner klaren Gestalt anerkennen.

Ferdinand Fehrl, das doppelte Fehrl, fing an, sein neues Leben mit Zuversicht zu beschreiten; und als die Sonne den Schnee zu zehren begann, die lange, im Nebel verhüllt, die Erde nicht fand, schien er bereit, dem Fahr das Feld zu bestellen. Sie reisten hinaus, nach ihren Gütern zu sehen, sie planten und bauten an ihrem Tag der Vermählung, sie spielten und sangen die Lieder, die sie ihn lehrte, sie gingen getrost im Englischen Garten spazieren und waren am Ende, wie alle Liebenden sind; nur daß ihre Liebe allein die Werbekraft blieb, und daß ihre frohe Natur, mehr als die seine, der Lebensgrund war, ihr Glück darauf zu bauen.

Das aber war der Mohn, die schwarzen Wägel der Schwermut anzulocken. Als Anna v. Rinden einmal den Kopf des Geliebten in ihren Schoß nahm, sein braunes Haar mit liebenden Händen zu streicheln, als wäre sie seine Mutter, die Wägel zu bannen, floh das schwarze Gezieler zu, mit spitzen Schnäbeln nach ihm zu haken. Ehe sie wußte, was ihm geschah, stand ihr Geliebter vor ihr und hielt ihrem Schrecken die krallenden Fäuste entgegen. Er war auch jetzt noch klein und schwächlich vor ihr, obgleich sie sah und er stand; auch hätte sich nur ein Knabe im Born so vergessen dürfen wie er: Sie habe ihn harmlos zu ihrer Puppe gemacht, mit ihm zu spielen; ihm aber sei es verleidet, so seine Mannheit bei ihr ganz zu verlieren! Er wüßte, der Krieg ginge los, von dem

das Gerücht sei; denn lieber läge er da auf dem nächtlichen Feld, als daß er noch länger ihr Spielzeug und Hätschelkind wäre!

Das Fräulein v. Rinden hörte dem häßlichen Aufruhr ihres Verlobten mit gütiger Geisterheit zu. Seinen Kopf so in den Händen zu halten, war seit dem Morgen in Chiemsee ihrem Gefühl eine fast heilige Handlung. Wieder wie damals überscharf, fahste ihr Geist die Wendung des Schicksals in ihrer neuen Gefährlichkeit auf, und ihre gewarnte Liebeskraft suchte nach Rettung. Lange sah sie und ließ kein Auge von ihm, als müsse sie jedes Wort und jede Bitterkeit trinken, der Zukunft keinen Rest aufzusparen. Und ihre Kraft war stärker als Furcht und Verdruss: in einer Gebärde, darin die gesunde Natur ihre ganze Einfältigkeit zeigte, stand sie auf mit ruhig-strahlenden Augen und war aus einem Mädchen und Kind die Gefährtin des Mannes geworden, seine Not zu verstehen. Ihr Kleid rauschte, als die hohe Gestalt, die längst mutlos hängenden Hände ergreifend, hinkniete vor ihm, ihr Gesicht darin zu verbergen, daß die rauhen Handflächen ihre weichen Wangen wie die Schale einen Kern umschlossen. Lange schwieg sie so, und wie er zuckte, als wollte ihr sein Trost die Hände von den Wangen reißen, sagte sie nur dies: „Und meine Not, Liebster, kümmert nicht nicht?“

Da fing dem Leutnant Fehrl sein Blut an zu rinnen, als hätte der Schuß die zornige Brust schon gefunden. Er wollte sie heben und sank zu der Wehrenden hin, so daß sie beide zueinander knieten, und ihrer Handflächen jede fand sich den Kern, der ihrer rauhen Schale das Süßeste. Und als sie die Augen, wie aus der Tiefe des Wassers, gegeneinander erhoben, war ihr Lächeln darin wie ein Strahl, der seinen suchenden Blick dem ihren verband, den letzten Aufruhr zu bannen. Wie aber mußte Anna v. Rinden erschrecken, als sie den Blick des Geliebten blaß werden sah und erlöschte. Er küßte die Handflächen beide und legte noch einmal die Stirn in die Schale, sie schmerzlich zu lösen, ehe er aufstand und fliehend das Zimmer verließ.

7.

Das aber war nicht lange vor jenem Tag, da sie vermählt sein wollten; und andern Morgens erwies das Gerücht sich als wahr: Das Regiment rückte ins Land Tirol gegen den Hofer. Der Leutnant Fehrl, im strengen Dienst der Tage, fand nicht mehr Zeit, nach seiner Braut zu sehen. Sie aber wußte wohl, es war der Dienst nicht nur allein; und einmal ließ sie ihn am Abend dreimal rufen, bis er kam.

Als freute sich der Leutnant auf den Krieg, so eifrig sprach er da von seinem Dienst, wann sie marschierten und wo sie schlagen würden. Anna v. Rinden aber sah die Wägel der schwarzen Schwermut fliehn um ihn flattern; sie sagte treu und traurig: Wenn es nur die Vermählung wäre, was ihn so bedrücke, es gäbe andere Wege als den Krieg, ihr zu entgehen! Und ruhte nicht mit Fragen, bis ihr sein Knabentrost zuletzt gestand, er fürchte sich, mit ihr zu leben, mehr als vor dem Tod in Tirol; ja, er wolle nur darum fort und freue sich deshalb des Krieges!

Da fing sie an zu ringen mit seiner Schwermut, bis er die letzte Bitterkeit preisgab, daß ihm sein Herz voll schwarzer Eifersucht wäre auf ihre helle Frohheit: Ein Nachtvogel nur, der sich in ihrem Tag verflattern müßte!

„Also willst du mir gar nichts danken?“ fragte Anna von Rinden da, und wieder sah sie ihren Verlobten dastehen wie einen Knaben, düster und wild; aber ihr Herz erkannte den Mann in seinem grausam wehrenden Groll, der nicht die Tür sein wollte für ihre Angst und dem ihr Haus und Reichthum und ihre Frohgewißheit nur Schale für den Bitterkern bedeckte, daß ihre Hand ihn hielt und nicht die seine sie, der in den Krieg und Tod ging, weil er den Säbel in der Faust zu halten Manns genug war ohne sie. Und so vermessend war ihre Liebeskraft und so geduldig ihre Frauentreue, daß sie den eigenen Schrecken überwand und auch das Lächeln ihrer List versteckte.

„So geh in den Krieg, wie du es mußt und willst!“ verzagte sie und weinte fast: „Aber laß mir den Trost der Liebe da! Wie soll ich leben, wenn du mich vergisst? Sage mir, wie ich es machen soll, daß du mich nicht verläßt? Ich liebe nur im Glauben, daß du mich für dich begehrt!“

„Ich begehre nichts als meinen Tod!“ trostete der Leutnant Fehrl und ging von ihr.

Doch als er wiederkam am dritten Tag, Abschied von ihr zu nehmen für den Tod, da hatte er den Säbel in der Hand und war ein Mann und seiner Mannheit stolz und freute sich an ihrem Schmerz um ihn und sah sie an, die er sich aus dem See getragen hatte und die er nun verließ. Und da geschah es, daß er sie erkannte.

Er sah zum erstenmal, wie schön und warm sie war mit ihren blonden Ringelhaaren und wie ihr Auge in Liebe an ihm hing, wie blau und feucht es war, und wie ihr Mund in Wehheit schief vergehen wollte. Der Stolz von seinem Glück brach auf, als er es sah, so daß der Abschied auch die Stunde wurde, wo sie zum erstenmal vereint herzinnie: waren, bis der letzte Kuß sie schied und so vereinte, die im Tod sich fanden und wieder durch den Tod aufammen kamen.

(Fortsetzung folgt.)